

Hoher Besuch im Imperialismus

## Dem Schah ein gutes Wort

**Bei interkontinentalen Fürstenbegegnungen im Zeitalter des Imperialismus kamen Gäste und Gastgeber sich wechselseitig entgegen: David Motadel zeigt in seiner Frankfurter Kantorowicz-Vorlesung, wie im Zeremoniell kulturelle Barrieren überwunden wurden.**

Von THOMAS THIEL



© Ullstein

Dass gekrönte Häupter besonders leutselig sind, ist der Reaktion Kaiser Wilhelms II. auf die ausgestreckte Hand des Schahs nicht ohne weiteres abzulesen.

**Aufregung im britischen Außenministerium:** Der persische Schah hat sich angekündigt, und wichtige Fragen sind noch zu klären. „Ist es wahr, dass der Schah drei Ehefrauen mitbringt?“, schreibt der Unterstaatssekretär Edmund Hammond 1873 an den Botschafter in Teheran. „Was soll mit ihnen gemacht werden? Erwartet er, dass sie im Buckingham-Palast logieren, oder wo? Sind sie wegzusperren und unsichtbar zu machen, außer für weibliche Augen?“ Auch die Wahl des passenden Sitzmöbels und die Planung des Menüs bereiten den Diplomaten Sorge. Umsonst. Der Schah kam ohne weibliche Begleitung, setzte sich auf einen Stuhl, obwohl er zu Hause anderes gewohnt war, und auch die Speisefolge gab keinen Anlass zur Beschwerde. Was immer man an Kulturkonflikten auf sich hatte zukommen sehen, es wurde vom höfischen Zeremoniell und von der Bereitschaft zur Anpassung entschärft.

Wie David Motadel in seiner Kantorowicz-Vorlesung an der Universität Frankfurt ausführte, hing dies damit zusammen, dass es sich gerade nicht um eine Begegnung auf Augenhöhe handelte. Der persische Schah gehörte zu den Monarchen jener wenigen Länder, die im imperialen Zeitalter nicht vom Westen erobert wurden. Außer Persien

gehören China, Siam und das Osmanische Reich in diese Gruppe. Während in anderen Ländern die Throne fielen oder die Monarchen sich in die Untertanenrolle fügten, blieben die Königshäuser in diesen Ländern intakt, lebten aber in der ständigen Sorge, die nächsten Opfer des Imperialismus zu werden. Deshalb war ihnen sehr an Begegnungen mit europäischen Königshäusern gelegen, die ihnen eine Art Überlebensgarantie ausstellen sollten: Wir werden an eurem Thron nicht rütteln. Nebenbei gab eine Europareise Gelegenheit, Geschäftskontakte zu knüpfen und die Segnungen des technischen und zivilisatorischen Fortschritts zu bewundern. Dafür nahm man den Bittgang bei Europas Königshäusern und die Anpassung an fremde Sitten in Kauf.

### **In einer dominanten Rolle**

Meist kam man ihnen in Europa entgegen und war selbst zu kleineren Kompromissen im Zeremoniell bereit. Der neuseeländische Maori-König Tawhiao, der 1884 monatelang in der vergeblichen Hoffnung durch England reiste, eine Einladung aus dem britischen Königshaus möge ihn erreichen, war eine Ausnahme. Die Könige von Persien, der osmanische Sultan, die Herrscher Chinas, Siams oder des erst spät kolonisierten Hawaii waren im neunzehnten Jahrhundert regelmäßige und meist auch gern gesehene Gäste in den Hauptstädten Paris, London oder Berlin. Bei Kaiser Wilhelm II. trafen die Besuche der persischen Schahs allerdings nicht immer auf Gegenliebe. Man meint dies auf dem Foto zu erkennen, auf dem ihm Schah Naser al-Din als Ehrengast der Potsdamer Frühjahrsparade am 30. Mai 1902 aus dem Wagen heraus die Hand entgegenstreckt. Der Kaiser sitzt regungslos auf dem Pferd. Das Bild lässt offen, ob die Geste noch beantwortet wird. Es lässt aber keinen Zweifel daran, wer sich hier in der dominanten Rolle sieht.

Normalerweise wurden die Besuche, besonders die ausgedehnten Reisen der Schahs, als Spektakel gefeiert, mit Kutschfahrten vor jubelnden Menschenmassen, Opern- und Theaterbesuchen, Visiten bei den Weltausstellungen in Paris und Wien. Später meinte man den Gästen mit Zelten, Diwans oder orientalischen Pappmaché-Palastfassaden einen besonderen Gefallen zu tun, bediente aber oft das Klischee. Ein Derwisch-Zelt habe man ihm präsentiert, notierte der Naser al-Din irritiert in sein Tagebuch. Er ordnete es der nicht der persischen, sondern der arabischen Kultur zu.

### **Minenfelder des Postkolonialismus**

Das Tagebuch des Schahs war ein Schatzkästlein in Motadels Vortrag. Ihm ist zu entnehmen, wie ein Gast die Begegnungen in Europa bewertete. Gewohnt an die Minenfelder des Postkolonialismus, wundert man sich aus heutiger Perspektive, wie reibungslos die Begegnungen im Ganzen verliefen. Die Gemeinsamkeit des Fürstenstandes wog – mit situationsbedingten Ausnahmen – schwerer als der Herkunftsunterschied. Motadel, der an der London School of Economics lehrt, erklärte dies unter anderem mit dem royalen Kosmopolitismus, der sich in der Neuzeit ausgebildet hatte. Hinzuzufügen ist wohl die Angst des europäischen Hochadels vor der proletarischen Masse und dem aufstrebenden Bürgertum. Der Imperialismus in seiner blinden Gefräßigkeit musste auch die Königshöfe in Unruhe versetzen, weil er keinen Respekt vor Titeln und Thronen kannte. Die Besuche waren deshalb nicht pure Gefälligkeit oder Lust am Exotismus, sondern auch ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: wechselseitige Versicherung der Legitimität.

Die Machtasymmetrie ließ die Besucher manche Kröte schlucken. Es zeigte sich aber auch, dass kulturelle Unterschiede keine unüberwindbaren Barrieren sind, wenn man sich im royalen Prinzip formell als ebenbürtig anerkannte. Das Zeremoniell, besonders die ausgiebigen Ordensverleihungen, leistete dafür einen wichtigen Beitrag.

### **„Bismarcks Frau ist sehr, sehr hässlich“**

Die größte Irritation lösten bei den Besuchern aus dem Orient die Frauen am Hof aus, ja die Tatsache, dass sie dort überhaupt eine sichtbare Rolle spielten. Das Urteil von Schah Naser al-Din fiel harsch aus: „Bismarcks Frau ist sehr, sehr hässlich“, notierte er in sein Tagebuch. Ein Urteil, das er später zurücknahm, als er die in seinen Augen noch unvoreilhaftere aussehende Kaiserin Augusta zu Gesicht bekam. Die Neigung, europäische Fürstinnen unschön zu finden, mag an der ungewohnten Geschlechterrolle, aber auch an unterschiedlichen Schönheitsidealen liegen. Die weiß gepuderten Gesichter und künstlichen Augenbrauen der europäischen Hofdamen waren das Gegenteil von dem, was man sich in Persien unter weiblicher Schönheit vorstellte.

Meistens wurde aber auch diese Klippe genommen. Man führte der Dame den Arm, der persische Schah gab der britischen Königin Viktoria sogar einen Handkuss. Schwer fielen mangels Übung das Tanzen und die Tischreden. Es wurde in der Regel wenig geredet, die Lingua franca der Adelswelt, das Französische, war vielen außereuropäischen Monarchen nicht geläufig. Trotzdem: Wer immer in Europa empfangen wurde, kam meist in dem warmen Gefühl zurück, in den unscharf umrandeten Kreis der zivilisierten oder halbzivilisierten Völker aufgenommen zu sein und nicht mehr fürchten zu müssen, zum Ziel der nächsten „mission civilisatrice“ zu werden.

Die Kantorowicz-Vorlesung, benannt nach Ernst Kantorowicz, dem Autor von „Kaiser Friedrich der Zweite“ und „Die zwei Körper des Königs“, der 1934 seinen Frankfurter Lehrstuhl verlor, hat den Anspruch, dem Publikum einen international aufstrebenden Historiker vorzustellen. Motadels Vortrag provozierte im Publikum außergewöhnlich viele Nachfragen. Der globale Blick auf die Königshäuser befriedigt nicht nur exotische und ästhetische Interessen. Er zeigte auch, dass interkulturelle Begegnungen nicht unter dem Diktat der ethnischen Herkunft stehen müssen. Der gemeinsame Stand und ein geteiltes politisches Schicksal können darüberstehen. Die europäischen Monarchen des Imperialzeitalters konnten zwar noch den Eindruck gewisser Bestandsgarantien vermitteln, das zeitliche Bewusstsein, einer absteigenden Klasse anzugehören, war aber größer als der kulturelle und geographische Abstand. Man war, in unterschiedlichem Maß, Bewohner der gleichen von Weltmarkt und Weltrevolution getriebenen Welt.

Quelle: F.A.Z.